

Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren: Zur Geschlechterunterscheidung in intimen Beziehungen

Hirschauer, Stefan

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hirschauer, S. (2013). Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren: Zur Geschlechterunterscheidung in intimen Beziehungen. In A. Rusconi, C. Wimbauer, M. Motakef, B. Kortendiek, & P. A. Berger (Hrsg.), *Paare und Ungleichheit(en): Eine Verhältnisbestimmung* (S. 37-56). Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-69516-6>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Geschlechter(un)gleichheiten, Paarfindungen, Paarbindungen

Stefan Hirschauer

Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren. Zur Geschlechterunterscheidung in intimen Beziehungen

Zusammenfassung

Der Beitrag betrachtet, wie Paare in ihrer Binnensicht auf zwei Weisen mit Ungleichheit befasst sind: Zum einen sind sie Konvertierungsmaschinen für multiple inkommensurable Ungleichheiten, zum anderen rekurren sie alle auf eine (Un-)Gleichheit, die für sie konstitutiv ist: die ihrer Geschlechtskomposition, die sie einerseits ausbeuten, andererseits individualisierend ausblenden, um maximal persönliche Beziehungen sein zu können. Der Beitrag mündet in eine zeitdiagnostische Einschätzung: Auf der einen Seite sind die statistischen Ungleichheiten zwischen ‚Geschlechtern‘ ein Epiphänomen der Suche nach Beziehungssinn in Millionen mikrosozialer Einheiten, die in Zeiten des Bedeutungsverlusts der Geschlechterdifferenz versuchen, ihre geschlechtliche Ungleichheit noch aufrechtzuerhalten. Auf der anderen Seite sind die ehemals ‚homo- und heterosexuellen‘ Zweierbeziehungen dabei, ihren Sinn als Geschlechterbeziehungen zu verlieren.

Schlüsselwörter

Paare, Dyaden, Geschlechterunterscheidung, Geschlechtsindifferenz, Homosexualität

Summary

Gender (in)difference in gender (un)equal couples. Gender distinctions in intimate relationships

The article describes how couples deal with inequality within their relationship: First, they are conversion machines for multiple and incommensurable inequalities. Second, they refer to a kind of (in)equality which is constitutive for them: their gender composition which is, on the one hand, exploited by them, on the other systematically ignored in order to establish individualized personal relationships. The article leads to a sociological time diagnosis: On the one hand, statistical inequalities between men and women can be seen as an epiphenomenon of millions of small dyadic entities searching for relational meaning for themselves, for example how to reconstruct their sexual inequality in times of a loss of the relevance of gender? On the other hand, the former homosexual and heterosexual relations are losing their meaning as gender relations.

Keywords

couples, dyadic relations, gender distinction, gender indifference, homosexuality

Dieser Beitrag will die Ungleichheitsforschung und die Soziologie der Paarbeziehung mit der Geschlechtsdifferenzierungsforschung verknüpfen. Dabei zeigt er, was geschieht, wenn man die Geschlechtsklassifikation nicht naiv als alltagsweltliche Voraussetzung der Sozialstrukturanalyse hinnimmt, sondern als Teil der Sozialstruktur ernst nimmt. Dann nämlich wird die ‚heterosexuell‘ genannte Geschlechtskomposition von Paaren als konstitutive Ungleichheit dyadischer Beziehungen erkennbar. Beginnen wir mit einigen begrifflichen Klärungen.

1 Multiple Ungleichheiten in Dyaden

In einem Themenheft mit dem Titel ‚Paare und Ungleichheit(en)‘ sind gleich zu Beginn zwei Begriffe gesetzt, deren Sinn zunächst selbstevident scheint, der sich aber doch soziologisch zu klären empfiehlt. Wenn man von ‚Paaren‘ spricht, so macht man implizit zwei Prämissen: Zum einen denken wir meist an Menschen und nicht etwa an Paare von sprachlichen Äußerungen (die Paarsequenzen) oder von komplementären Rollen (wie Lehrer/Schüler, Ärztin/Patientin). Zum anderen sind – zumal in einer ‚Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft‘ – ganz selbstverständlich Geschlechterpaare gemeint, Männer und Frauen, genauer: dauerhafte Intimbeziehungen – und nicht etwa die Geschwisterbeziehungen, die manche Gesellschaften für wichtiger halten (de Castro 2004).

Wenn man das Thema ‚Paare‘ auf diese Weise vorab bestimmt hat, muss man auch den Begriff der ‚Ungleichheit‘ in drei Hinsichten soziologisch justieren, will man die Ungleichheit in Paarbeziehungen präzise fassen und diesen Gegenstand nicht von vornherein verfehlen.

Erstens ist festzustellen, auf welcher Emergenzebene eines Mikro/Makro-Kontinuums sich Paare befinden, will man die spezifisch von ihnen praktizierte Ungleichheit treffend einschätzen. Es gibt nicht nur eine Ungleichheit, sondern viele divergierende. So geht es in dyadischen Sozialbeziehungen nicht um Fragen der Verteilung von Gütern zwischen gesellschaftlichen Schichten und auch nicht um die formalen Hierarchien in Organisationen. Es geht auch nicht wie bei Gruppen um Autorität und das temporäre Vertrauen in Führungspersonen, aber auch nicht nur um einzelne Interaktionen mit ihren fragilen Dominanzgesten, sondern um etwas biografisch Dauerhaftes. ‚Ungleichheit‘ bedeutet auf all diesen Emergenzebenen etwas anderes¹ und viele dieser Ungleichheiten berühren sich kaum. Man kann interaktiv sehr leise Kündigungen aussprechen, kann trotz elitärer Herkunft inhaftiert werden, kann gerade durch interaktive Dominanz Autorität in Gruppen verlieren usw. Sicher gibt es „lose Kopplungen“ (Goffman 1983) zwischen solchen Dominanzformen, aber ebenso sicher keine simple Deduktion – aus der sozialen Herkunft so wenig wie aus Körperkraft, Eloquenz oder Einkommen. Soziale Ungleichheit in Paarbeziehungen, so unsere erste Justierung, lässt sich nicht auf dem Wege statistischer Durchschnitte von Bevölkerungsgruppen feststellen, die von Beobachtern gebildet werden, sie muss vielmehr in kleinen sozialen Einheiten rekonstruiert werden, die sich selbst als solche definieren.

Zweitens ist zu fragen, in welchen Hinsichten Ungleichheit in Paarbeziehungen besteht. Eine in makrosoziologischer (und auch in politischer) Perspektive nahe liegende Simplifikation ist die Reduktion auf ökonomische oder machtmäßige Ungleichverteilung. Wir denken bei ‚Ungleichheit‘ schnell an sozioökonomische Abstände und nicht z. B. an die gewaltigen Altersdifferenzen, die Eheleute des Mittelalters voneinander trennten (Labouvie 1997). Wenn die Soziologie aber persönliche Beziehungen unter-

¹ Zu einer Differenzierung von Ungleichheiten auf der Basis von Luhmanns Unterscheidung von Interaktion, Organisation und Gesellschaft siehe Kieserling (2013).

sucht, deren moderner Sinn in der uneingeschränkten Anerkennung von Individualität liegt (Luhmann 1982), dann wird sie auch mit deren ganzer Komplexität konfrontiert. Ungleichheit kann hier in multiplen Hinsichten herrschen: nicht nur in Einkommen und Berufsprestige oder Erziehungsengagement und Hausarbeitszeiten, auch in Alter und Lebenserfahrung, Körpergröße und Wortgewalt, Gesundheit und Attraktivität, sexuellem Begehren und Treue usw. Und wieder gilt: Auf Personen zugerechnet, können alle diese Parameter divergieren, und es ist auch wahrscheinlicher, dass sie dies tun und nicht, dass sie alle zugunsten eines Partners arrangiert sind. Entsprechende Statusinkongruenzen sind daher auch ein alter volkstümlicher Topos: etwa das Auseinanderfallen von öffentlicher Wortführerschaft und häuslicher Herrschaft. Teilnehmer von Paarbeziehungen unterhalten *Domänen*.

Nehmen wir zur Illustration Herrn und Frau Müller: Beim Zustandekommen ihrer Beziehung, im Werbungsverhalten, hatte er entschieden mehr Beziehungsarbeit zu leisten als sie (zumal sie ihn auffälligerweise körperlich einen Zentimeter überragte). Aber ihr Ideal von einem Mann und sein Ideal von einer Frau wollten es, dass er drei Jahre älter ist als sie, und aufgrund dieses kleinen zeitlichen Karrierevorsprungs (sowie seines *Faibles* für einen technischen Beruf) mehr Geld verdiente als sie, als sie schwanger wurde. An der Elternschaft der zwei Kinder ist er zwar beteiligt, aber sie führt die Feder und hütet ihr Mutterschaftsmonopol. Auch im Haushalt leistet sie nun deutlich mehr als er und entschädigt sich dafür, indem sie ihn sporadisch in ihre Dienste und unter ihr häusliches Ordnungssystem zwingt und ihn in seiner Inkompetenz vor Gästen bloßstellt. Er hingegen pflegt diese Inkompetenz, um sich von unangenehmen Arbeiten zu entlasten. Ferner erzählt er sich mit seinen Kumpels gelegentlich frauenfeindliche Witze, sie erörtert sein Intimleben mit ihrer besten Freundin. Beide sind sich weitgehend treu, ihr Affärenkonto ist ausgeglichen. Er hat kleine sexuelle Vorlieben, sie einen besonderen Trick, das macht ihn nicht hörig, aber sie dominant. Sie verfügt über die größere Potenz, was er auch ahnt, sie ihn aber nicht wissen lässt, da sie die Fiktion einer egalitären Leidenschaft braucht. Er hat sie einmal im Streit geschlagen, sie ihm ein Bierglas an den Kopf geworfen. Sozial ist sie dominant, weil er in ihren Bekanntenkreis eingehiratet hat. Sie ist ihm verbal weit überlegen und fällt ihm laufend ins Wort, er ist der bessere Zuhörer und bringt sie zum Lachen. Er hat sich mit ihren Eigenheiten arrangiert, sie erzieht ihn auch noch nach 20 Ehejahren. Herr und Frau Müller verstehen sich insgesamt gut. Wenn man sie fragt, so sagen sie, zwischen ihnen herrsche Gleichheit. Und zwar unerbittlich.²

Wie kann so etwas sein? Angesichts der Multiplizität von Ungleichheiten in Paarbeziehungen sind auch die Verfahren, mit denen Paare ihre Ungleichheiten feststellen, komplex. So ist es schon eine offene Frage, nach welchen Maßstäben etwa allein die Hausarbeit paarintern bemessen wird und in welchem Rahmen sie überhaupt in Tauschrelationen eingeht. Jean-Claude Kaufmann (1994) und Cornelia Koppetsch

2 Dieses Fallbeispiel ist eine idealtypische (und dadurch auch anonymisierte) Konstruktion auf der Basis von Paarinterviews im laufenden DFG-Projekt „Pränatale Sozialität“. Im Hinblick auf seine Theorieperspektive ist dieser Aufsatz die Auftaktpublikation des Folgeprojektes „Geschlechtliche Differenzierung und Entdifferenzierung pränataler Elternschaft“, das wir ab 2013 im Rahmen der DFG-Forscherguppe „Un/Doing Differences“ an der Universität Mainz aufnehmen werden.

(1998) haben darauf hingewiesen, dass hier nicht der Tausch äquivalenter Leistungen, sondern der ungleiche Gabentausch stilbildend ist. Die Liebesgabe hat einen symbolischen Wert, sie soll Dankbarkeit und Bringschulden erzeugen, auf den Beziehungssinn verpflichten und Bindungen erneuern. Ihre besondere Funktionsweise verlangt nicht nach Äquivalenz, sondern gerade nach Ungleichheit. Ein Geschenk wird entwertet, wenn es sogleich in gleicher Münze entgolten wird. Der Liebescode macht vieles konvertibel: Leistungen in Haus- und Erwerbsarbeit, aber eben auch Krankheitsfürsorge, Geschenke, Aufmerksamkeiten, Liebeserklärungen, Schuldgefühle, seelische Grausamkeiten und Streicheleinheiten. Während die objektivierend bemühte Beobachtung von außen – etwa anhand von Zeitbudgetstudien (z. B. Künzler 1994) – eine hartnäckige Ungleichheit in der Hausarbeitsverteilung feststellt, entwickeln die Paare in ihrer Binnensicht eine viel komplexere Wahrnehmung inkommensurabler Dimensionen von Ungleichheit. Für sie ist, gerade wenn sie sich vorbehaltlos an Egalität orientieren, *Vergleichbarkeit* ein notorisches Problem. Nach welchen Maßen – nach Zeit, nach Neigung oder nach Mühe – soll hier gemessen werden und wie sind sie zu kombinieren? Paarbeziehungen sind äußerst komplexe Verrechnungsarrangements, es sind Konvertierungsmaschinen (Hirschauer 2007) für multiple Ungleichheiten, die ganz idiosynkratische Leitwährungen hervorbringen. Bei deren Festsetzung sind sie ebenso autonom auf sich selbst verwiesen wie bei der laufenden Bilanzierung des Austauschs oder der Taxierung und Neujustierung von Bilanzen in Konfliktgesprächen. Entscheidend für ein Paar ist, ob in dessen Sicht die Konten ausgeglichen sind.

Unter dem Aspekt der Ungleichheit von Leistungen, so unsere zweite Justierung, bestehen Paarbeziehungen also wesentlich in fragilen Balancen, in denen ihre beiden ‚Enden‘ unvergleichbare Ungleichheiten hinnehmen oder Gerechtigkeitsfragen verhandeln. Misst man solche sozialen Gebilde von außen mit nur einer Leitwährung (etwa dem Einkommen oder der Arbeitszeit), hat man das sich selbst Nummerierende wegen seiner leichten Messbarkeit theoretisch überschätzt. Dafür hat man die Komplexität der *Selbstbeobachtung* von Paaren bereits weit unterschritten.

Drittens schließlich, und dies ist das zentrale Thema dieses Beitrags, ist an Paarbeziehungen soziologisch hervorzuheben, dass sie alle auf *eine* Gleichheit oder Ungleichheit rekurrieren, die für sie konstitutiv ist: die der Geschlechtszugehörigkeit ihrer Teilnehmer. Diese (Un-)Gleichheit ist nicht akzidentell, nicht politisierbar und reformierbar, sie macht vielmehr im Verständnis der Leute die Paarbeziehung erst aus. Sie haben in Bezug auf Paare ein ausgeprägtes Geschlechtsklassenbewusstsein. Dies kann soziologisch nicht übergangen werden, muss aber auch von einer bloßen Ressource der Variablenbildung zum Thema gemacht werden (Zimmerman/Pollner 1976), wenn man verstehen will, welche Ungleichheiten Paare produzieren. An dieser Stelle wird es soziologisch erst richtig kompliziert – jedenfalls dann, wenn man die *Zweisamkeit* gerade von Frauen und Männern nicht einfach für eine Naturtatsache halten will. Zu verstehen ist nämlich eine höchst spannungsreiche Konstruktion: Die geschlechtsungleiche Paarbeziehung ist einerseits die zentrale Institution in der Reproduktion der Geschlechterdifferenz (sie produziert den primären Sinn der Geschlechterunterscheidung), andererseits

kann die Geschlechterunterscheidung, im historischen Vergleich betrachtet, gerade in zeitgenössischen Paarbeziehungen „modern, das heißt als Nichtunterscheidung praktiziert werden“ (Luhmann 1988: 66).

These dieses Beitrags ist, dass die alltagsweltliche Prämisse, der Begriff ‚Paar‘ bezeichne eine geschlechtsungleiche und nach Geschlecht unterscheidende Sozialbeziehung, aktuell in genau diesen Beziehungen geprüft, bestätigt und verworfen wird. Zur Erläuterung dieser These werde ich im Folgenden zunächst systematisch rekonstruieren, in welchen Hinsichten die Zweierbeziehung als Produktionszentrum der Zweigeschlechtlichkeit gesehen werden kann (2.). Dann werde ich darstellen, dass sie zugleich als Individualisierungsmotor ein entscheidender Ort der Entfaltung von Geschlechts*in*-differenz ist: Genau jene Beziehungen, die sich aufgrund der Geschlechterunterscheidung bilden, brauchen eigene (sich von formalen Organisationen unterscheidende) Formen der Absehung von Geschlecht, um maximal persönliche Beziehungen sein zu können (3.). Anschließend will ich in einem historischen Rückblick zeigen, dass die Geschlechtsdifferenziertheit des Paares auf prekäre Weise mit seinem elementaren Beziehungssinn verknüpft ist: Die Kategorie des ‚Homosexuellen‘ wurde im 19. Jahrhundert als ‚Anderes‘ der geschlechtsungleichen Beziehung entworfen (4.). Zu Anfang des 21. Jahrhunderts beginnt sich dagegen einerseits die Unterscheidung von homo- und heterosexuell aufzulösen, andererseits kommt es zu verschiedenen Rekonstruktionsversuchen der ‚Heterosexualität‘, darunter pornografischen und politischen Differenzbeschwörungen, zu denen auch die Ungleichheitsforschung gehört: Die statistischen Ungleichheiten zwischen den Bevölkerungsgruppen ‚Männer‘ und ‚Frauen‘ sind zum Großteil ein Epiphänomen der Suche nach Beziehungssinn in Millionen kleiner sozialer Einheiten, die in Zeiten des Bedeutungsverlusts der Geschlechterunterscheidung versuchen, ihre geschlechtliche Ungleichheit noch aufrechtzuerhalten (5.). Das Schlusskapitel widmet sich einigen hoffnungsvollen Indizien, dass sie darin scheitern: Zweierbeziehungen sind dabei, ihren Sinn als Geschlechterbeziehungen zu verlieren (6.).

2 Die Reproduktion der Geschlechterdifferenz durch Paare

Generell wird die Zweigeschlechtlichkeit wie andere soziale Klassifikationen kulturell reproduziert durch die Organisation von sozialen Beziehungen, die auf ihr selbst beruhen (Hirschauer 1994). Das gilt etwa für die geschlechtliche Segregation von Sportdisziplinen (Müller 2009) und Arbeitsmarktstrukturen (Wetterer 2002) und es gilt für Gesellungsformen wie das geschlechtsungleiche Paar. Wenn die Geschlechterunterscheidung für die Zuweisung von Tätigkeiten, die Bildung von Paarbeziehungen und die Zuteilung von Lebenschancen eingesetzt wird, dann regt das auch beständig zur Unterscheidung zweier Klassen von Personen an. Solche Einrichtungen halten die Geschlechtszugehörigkeit thematisch und verstärken den sozialen Sinn für die Unterscheidung von ‚Geschlechtern‘ (Hirschauer 2001). Die besondere katalytische Funktion der Paarbildung für die Geschlechterdifferenzierung liegt vor allem in fünf Aspekten begründet:

1. Da ist zunächst der ganz gewöhnliche Sexismus der Paarbildung. Zu den soziologischen Binsenweisheiten in diesem Zusammenhang gehört eine Kränkung des neuzeitlichen, an Individualität orientierten Liebesbegriffs. Die Forschung hat eine schöne Regelmäßigkeit aufgezeigt, die diesem Individualismus widerspricht: die Homogamie, also die ausgeprägte Neigung, innerhalb der gleichen Schicht, Hautfarbe, Bildungsgruppe, Religion usw. zu heiraten bzw. sich zu paaren. Kaum beachtet ist aber das staunenswerte Phänomen, dass diese Paarungsneigung vor der gleichen Geschlechtszugehörigkeit Halt macht. Heterosexualität bedeutet fundamentale Heterogamie der meisten menschlichen Paarbeziehungen. Erstaunlich daran ist, dass Gesellschaften bevorzugt jene Personen in sexuellen Kontakt und langfristige Beziehungen bringen, die ihr Begehren wechselseitig nicht verstehen. Es ist, als ob man ein vegetarisches Tier mit einer fleischfressenden Pflanze paart. Diese elementare Reziprozitätsstörung – ein konstitutives Bezugsproblem ähnlich wie das der doppelten Kontingenz von Interaktionen (Parsons/Shils 1951) – ist das paarinterne *Movens* für die Produktion von Beziehungssinn. Die kulturelle Reaktion darauf ist bekannt: Es ist die große mythische Erzählung von der ‚natürlichen Anziehungskraft‘ der Geschlechter.
2. Während das Paar intern an seiner konstitutiven Reziprozitätsstörung arbeitet, erscheint es von außen als jene Einrichtung, die das klassifikatorisch Geteilte wieder zu einer sozialen Einheit zusammenfügt: eine nachdrückliche Demonstration der gemeinschaftlichen Einheit des Unterschiedenen. Der offenkundigste Hinweis, dass die duale Geschlechterklassifikation in den intimen Beziehungen steckt, liegt schon darin, dass es überhaupt *Zweierbeziehungen* sind, die viele (aber natürlich nicht alle) Gesellschaften anstelle von triadischen, polygamen oder polyamorischen Arrangements bevorzugen (Hillman 1975). Die Zweisamkeit, das paarige Auftreten von Menschen, ist eine Spur der Zweigeschlechtlichkeit, der kulturellen Teilung in zwei Geschlechtsklassen.³ Sehr anschaulich ist dies in vielen einfachen Gesellschaften: Eine binäre Klassifikation, die eine Gemeinschaft in zwei Gruppen spaltet, wird in Zweierbeziehungen ‚geheilt‘.
3. Auf der anderen Seite wirft die Geschlechtsdifferenzierung des Paares auch einen rudimentären Individualisierungsgewinn für dessen beide Enden ab. Das geschlechtsungleiche Paar ist ein Arrangement, in dem bereits aus Geschlechtszugehörigkeit eine primitive Individualität bezogen werden kann: durch eine Verkleinerung der sozialen Welt auf eine Beziehung, in der der Andere zugleich *das* Andere ist, also über eine exotisierbare Qualität verfügt. So sorgt geschlechtsungleiche Paarung für einen robusten Sockel von relativer Individualität, die beide voneinander und voneinander reklamieren können. Sie macht eine elementare Unterschiedenheit erfahrbar, an der man nicht weiter arbeiten muss, sondern die mit der Anwesenheit des An-

3 Wie der Verweisungszusammenhang von Zweisamkeit und Zweigeschlechtlichkeit genau beschaffen ist, wird noch zu erforschen sein. Denkbar ist jedenfalls, dass der soziale Sinn zweier Geschlechter im Sinn paariger Beziehungen sozial fundiert sein könnte (anstatt umgekehrt). Denkbar ist auch, dass im Maße abnehmender kultureller Geschlechterdifferenzierung Polyamorie wahrscheinlicher wird.

deren einfach gegeben ist. Umgekehrt, aus Sicht der Geschlechterdifferenzierung, weist die Stilisierung geschlechtlicher Unterschiedenheit auch der Paarung einen elementaren sozialen Sinn zu: Unvollständiges zu vervollständigen, Abhängigkeit und Komplementarität herzustellen.

4. Das geschlechtsungleiche Paar offeriert auf der Basis von Attraktivitätsnormen – Größen-, Alters- und Einkommensvorsprüngen der männlichen Seite (Buchmann/Eisner 2001) – Chancen der Differenzverstärkung der Geschlechterunterscheidung, der Produktion von mehr Ungleichheit. So wird etwa das abstrakte statistische Wissen von einem Größenunterschied zwischen männlichen und weiblichen Körpern durch die Paarbildung zu einem sozial signifikanten Wissen von einem ‚augenfälligen‘ Größenunterschied transformiert, der es erleichtert, bewundernd ‚aufzuschauen‘ bzw. beschützend ‚herabzuschauen‘ (Goffman 1977). Ebenso wird der konventionelle Altersabstand (von zwei bis drei Jahren) bedeutsam, weil er in der Regel mit einem Vorsprung bzw. Rückstand in Ausbildung und Einkommen verknüpft ist, der (wie bei Herrn und Frau Müller) für die Arbeitsteilung in Paarbeziehungen unmittelbare Folgen hat, vor allem für die Frage, wer Karriere macht und wer die Kinderbetreuung dominiert.
5. Auf der Basis dieser Paarbildungsregeln kann sich ein Paar als Geschlechterbeziehung beobachten und nach außen wie nach innen darstellen. Jede Verhaltensbesonderheit und jede Andeutung einer Spezialisierung kann mit geschlechtlichem Sinn versehen werden und den beiden Enden der Beziehung als ‚Geschlechtseigenart‘ zugerechnet werden. Das Paar ist eine hervorragende kulturelle Vergleichsgelegenheit, geschlechtliche Ungleichheit jenseits abstrakter Statistiken überhaupt zur Darstellung zu bringen und sehen zu können. Und es ist eine sehr viel ältere, weiter verbreitete und lebensweltlich besser verwurzelte Vergleichsgelegenheit als es Statistiken sind. Ein Großteil unseres Erfahrungswissens über ‚Männer und Frauen‘ entstammt dyadischen Arrangements mit einem hypertrophen Geschlechtsbewusstsein.

Die Sozialstrukturanalyse ist in diesem Spiel der Geschlechtervergleiche und der Zurechnung aufs Geschlecht nur ein sekundärer Mitspieler. Sie setzt das Geschlecht ebenso kategorial voraus und rechnet ihre Oberflächenbeobachtungen wie Paare aufs Geschlecht zu. Ihr methodologischer Sexismus besteht darin, sich vom Vollzug der Geschlechterdifferenz im Gegenstandsbereich eine bequeme, weil entscheidungsfreie Handhabung einer ‚unabhängigen Variable‘ spendieren zu lassen. Das anschließende Finden von ‚Geschlechtsunterschieden‘ gehört zum Programm einer Beobachtung mit dieser Unterscheidung (Hirschauer 2004). Ohne die vergleichende Untersuchung geschlechtsgleicher Paarbeziehungen ist aber gar nicht zu klären, was an dyadischem Geschehen überhaupt auf Geschlecht zuzurechnen ist und was nicht.⁴ Das Versäumnis ist doppelt: Geschlecht wird als *Thema* der geschlechtsungleichen Paarbeziehung über-

4 Zu der zusätzlichen politischen Selektivität bei diesen Zurechnungsoperationen siehe Jens Albers Artikel Doppelstandards der Gleichstellung im FAZ.NET vom 25.3.2011.

sehen, und es wird als *Analysekategorie* hineingedeutet.⁵ Die Sozialstrukturanalyse ist damit Teil des Feldes: Die Paare arbeiten an ihren geschlechtlichen Ungleichheiten, indem sie sie a) herstellen und b) laufend durch Vergleiche feststellen. Das ist die Sozialstrukturanalyse, die sie selbst betreiben. Die soziologische Sozialstrukturanalyse tut dasselbe nur in größerem Maßstab und sammelt dabei einige Effekte der Paaraktivitäten ein, allerdings ohne dass wir sicher sein können, dass ihr Geschlechtsklassenbewusstsein der Flexibilität von Paarbeziehungen gewachsen wäre.

Resümieren wir: Im Hinblick auf die Reproduktion der Geschlechterdifferenz erscheint das geschlechtsungleiche Paar zunächst als ein Perpetuum mobile der Geschlechterunterscheidung: Es produziert den Sinn der Unterscheidung und fügt das Geteilte wieder zusammen. Es stimuliert und harmonisiert die geschlechtliche Differenzierung des gesellschaftlichen Personals.⁶

3 Die Aufhebung der Geschlechterdifferenz in Paaren

Auf der anderen Seite unterscheiden Paare wie andere soziale Entitäten (Personen, Gruppen, Organisationen usw.) aber auch nicht permanent nach Geschlecht, ihr Geschlechtsklassenbewusstsein ist kein Dauerzustand. Das wäre auch ziemlich unpraktisch, denn die Leute haben ja auch noch anderes zu tun, als sich der Geschlechterforschung wohl sortiert nach Geschlecht darzubieten (*doing gender*). In ihren zahlreichen Aktivitäten vollziehen sie permanent eine Vielzahl sozialer Klassifikationen und auch eine (fiktive) vollständige Rasterung ihrer Aktivitäten nach solchen Klassifikationen würde nicht ausreichen, um ihre praktisch verfolgten Ziele zureichend zu beschreiben.

Geschlecht ist ein durch seine Visibilität nahe liegendes Schema der Komplexitätsreduktion bei der Begegnung von Unbekannten und es ist eine starke expressive Ressource bei der Paarbildung (Goffman 1977), aber es steht im weiteren Verlauf von Paarbeziehungen unter zwei starken Restriktionen: Zum einen befindet sich der weitere Gebrauch des Schemas unter dem Druck einer individualisierenden Liebessemantik, die höhere Komplexität und Selektivität der Personenwahrnehmung verlangt als die sexuelle Attraktion. Wenn Paarbeziehungen romantisiert werden, werden sie auch ma-

5 Das ist so, als würde man in einer Population z. T. religiöser, z. T. säkularisierter, z. T. gerade konvertierender Individuen die Erhebung von katholischen und protestantischen Karteileichen laufend analytisch relevant machen. Wenn man eine soziale Beziehung, die sich aufgrund der gegenseitigen Anerkennung und Entfaltung von Individualität konstituiert, auf den Aspekt ihrer Geschlechtskomposition reduziert, dann analysiert man sie so wie einen Swingerklub – als Einrichtung zum wechselseitigen Gebrauch der Zeugungsglieder (um Kants Formulierung zu benutzen).

6 Ähnlich hartnäckig in die Sinnsuche der Geschlechterdifferenzierung eingespannt scheint nur noch der Sport. Während der Frauenfußball-WM 2011 arbeitete die Nation wacker an der Anerkennung des Frauenfußballs, über gemischte Mannschaften, in denen die Konkurrenzunterdrückung zwischen den Geschlechtern ein Ende hätte und Frauen die Chance bekämen, sich Männern überlegen zu zeigen, sprach dagegen kaum jemand. Im Sport ringt man noch nicht geschlechtsindifferent miteinander (wenigstens dieser Körperkontakt lässt sich durch Segregation unterbinden), der Sport ringt vielmehr noch um den Sinn der Geschlechterunterscheidung.

ximal individualisiert, das heißt, dass neben dem Sortierschema Geschlechtszugehörigkeit auch eine im Prinzip geschlechtstranszendierende Personalisierung gefragt ist. Zum anderen steht die Geschlechterdifferenz in Konkurrenz mit dem Vertrautheitswissen in veralltäglichten, ihre Beziehungsgeschichte entfaltenden Paaren. Die Mitglieder eines Paares wissen zu viel übereinander, als dass sie sich stets oder vorrangig als Frau oder Mann sehen könnten.⁷ Es ist daher eine empirische Frage, in welchen Phasen und Situationen im Verlauf einer Paarbeziehung deren TeilnehmerInnen füreinander Frauen und Männer sind – ähnlich wie sie phasenweise füreinander signifikant blond oder dunkel, älter oder jünger, schwarz oder weiß, dick oder dünn, behindert oder nicht-behindert usw. sein können. Das Männchen- und Weibchensein ist einigermaßen stabil (d. h. nur den Varianzen der Alterung ausgesetzt). Aber das Frausein und Mannsein, das heißt die sinnhafte Selektion dieser Kategorien, variiert beträchtlich: zwischen historischen Phasen, sozialen Milieus und Lebensstilen, Altersgruppen, Beziehungsphasen und sozialen Situationen.

In den Strukturen der modernen Gesellschaft ist die Geschlechterdifferenz durch einen zweifachen Individualismus entwertet: So wie es die Soziologie des Arbeitsmarktes mit einem meritokratischen Wertehorizont zu tun hat, der dazu auffordert, in Bildungs- und Berufsorganisationen von Geschlecht abzusehen, hat es die Soziologie der Paarbeziehung mit einem individualistischen Liebesideal zu tun, das dazu auffordert, bei Geschlecht jedenfalls nicht stehen zu bleiben. Paare können die Geschlechterdifferenz dabei nicht wie Berufsfelder inhibieren (als irrelevant handhaben), ohne zu einer qualitativ anderen Art von Paarbeziehung zu werden. Dies geschieht auch laufend: zum einen im Sinne biografischer Übergänge vom romantischen Paar, das Stereotypen hemmungslos lebt oder zumindest zeitweilig mit ihnen spielen muss, um sich als Geschlechterbeziehung zu verstehen, über die gut organisierte Zweier-WG und Elternpartnerschaft bis zur vertrautheitsgesättigten Kameraderie altgedienter Eheleute. Zum anderen geschieht diese Relevanzverschiebung von Geschlecht aber auch im Sinne situativer Gestaltswitches: Ein Paar besteht nicht nur in den fragilen Balancen multipler Ungleichheiten (wie in 1. dargestellt), es besteht auch in der dauerhaften Gleichzeitigkeit ungleichzeitiger Beziehungsmodi. Es steht daher laufend in Frage, ob ein Paar überhaupt eine ‚Geschlechterbeziehung‘ ist oder ob es sich situativ gerade um ein Elternpaar, eine Wohngemeinschaft, eine Sexualpartnerschaft, eine Finanzpartnerschaft, eine Freundschaft oder eine Liebesbeziehung handelt.

Auf der einen Seite ist die Geschlechterunterscheidung also *Movens* und *Telos* der Paarbildung, auf der anderen Seite muss ein geschlechtsungleiches Paar immer viel mehr sein als eine Geschlechterbeziehung, nämlich eine *Liaison* unverwechselbarer Individuen. Aber was hält es dann zusammen? Was ist angesichts seiner konstitutiven Reziprozitätsstörung sein Beziehungssinn? Dass dies eine entscheidende Frage ist, werde ich im Folgenden mit einem historischen Rückblick auf das ausgehende 19. Jahrhundert demonstrieren, in dem die geschlechtsungleiche Paarbildung sich ein identitätsstiftendes ‚Anderes‘ schuf, um ihren eigenen Zusammenhalt zu festigen: den ‚Homosexuellen‘.

7 Ein Indikator dafür sind geschlechtsindifferente Kosenamen, vgl. Nübling 2011.

4 Die Geburt der Homosexualität aus der Sinnkrise geschlechtsungleicher Paare

Auch für Dyaden mit abweichender Geschlechtskomposition, für geschlechts*gleiche* Paare ist die Geschlechterunterscheidung konstitutiv. ‚Homos‘ und ‚Heteros‘ teilen einen „monosexuellen“ (Schmidt 2004) Lebensstil, der Geschlecht zum Ausschlusskriterium emotionaler und sexueller Zuneigung macht.⁸ Die Heterosexualität lässt sich in zwei kulturellen Aufforderungen rekonstruieren: 1. Mache einen Geschlechtsunterschied zwischen möglichen Sexualpartnern. 2. Mache denselben Unterschied zwischen dir und deinem gewählten Sexualpartner. Die Homosexualität folgt der ersten Aufforderung, aber entzieht sich der zweiten: Sie macht keinen Geschlechtsunterschied zwischen Ego und Alter, besteht dafür aber auf Geschlechts*gleichheit*. Die ebenso deviante wie orthodoxe Anlage dieser Form von Paarbildung hat dazu beigetragen, dass auch homosexuelle Paare lange unter die Beobachtung des heterosexuellen Differenzschemas der Mehrheitskultur gerieten, wenn sie irgendwelche Formen von Arbeitsteilung und Spezialisierung entwickelten. Selbst Beziehungen, in denen dieses Differenzschema evident sinnlos ist, konnte und kann es daher geschehen, dass einer ihrer Teilnehmer als ‚der Mann‘ oder ‚die Frau‘ markiert wird (z. B. butch/femme). In dem Maße, in dem die Geschlechterdifferenz aber insgesamt an kultureller Bedeutung verliert, entspannt sich dieses Wahrnehmungsschema.

Bemerkenswerter ist die Semantik, die Ende des 19. Jahrhunderts als Leitunterscheidung unserer Sexualitäten entwickelt wurde. Wir unterscheiden nicht wie bei Vegetarierinnen und Fleischesserinnen Androphile (Männerliebende) und Gynophile (Frauenliebende), unabhängig davon, ob es sich bei den Begehrenden nun selbst um Männer oder Frauen handelt. Statt des sexuellen Geschmacks klassifizieren wir einen Typ von Beziehung, den wir über die Geschlechtszugehörigkeit ihrer beiden Enden bestimmen: als gleich/homo oder verschieden/hetero. Man kann also schon an der Wahl der Bezeichnungen ablesen, dass es um *Beziehungssinn* ging. Und tatsächlich erfahren wir etwas über den Beziehungssinn geschlechts*ungleicher* Paare, wenn wir uns die Geschichte der Kategorie ‚Homosexualität‘ vergegenwärtigen (für das Folgende s. Hirschauer 1993).

Diese Kategorie wurde entwickelt, weil bestimmte sexuelle Praktiken genau jenen Sinn der Unterscheidung von Geschlechtern irritierten, der in ihren sozialen Bindungen gesucht wurde. Während die zwischenweibliche Sexualpraxis ‚mangels‘ Penis bis ins 20. Jahrhundert hinein nicht als solche ernst genommen wurde, war die zwischenmännliche Sexualpraxis lange in eine allgemeine Kategorie von Lasterhaftigkeit eingebunden, die Sodomie. Sie umfasste allen nicht der Fortpflanzung dienenden ‚unnatürlichen‘ Gebrauch der Zeugungsglieder, ob in der Selbstbefriedigung, mit dem gleichen Geschlecht, mit dem anderen Geschlecht in unnatürlicher Weise, mit Tieren, Ungläubigen, Leichen oder dem Teufel. Aus dieser illustren Gesellschaft wurde eine ‚Homosexualität‘

8 Es gibt eben nicht nur eine Überformung der freien Partnerwahl durch die Projektionen der Mehrheitskultur (butch/femme), es gibt auch Ordnungsrufe für und Festlegungen auf eine sexuelle Orientierung durch die Minderheiten, etwa das im Etikett der ‚Mode-‘ oder ‚Gelegenheitslesbe‘ ausgedrückte Misstrauen gegen heterosexuell Abtrünnige.

herausgeschält, weil die zwischenmännliche Sodomie im Kontext einer schärferen Geschlechterunterscheidung eine neue Signifikanz bekam.

Diese zugespitzte Geschlechterdifferenzierung wurde vor allem auf zwei Registern entwickelt: einem naturwissenschaftlichen und einem ökonomischen. Thomas Laqueur (1992) hat in seiner Geschichte der Anatomie rekonstruiert, wie unser neuzeitliches Modell der ‚Zweigeschlechtlichkeit‘, das einen binären Gegensatz zwischen den Organen annimmt, das über 2 000 Jahre gültige hierarchische Modell der ‚Eingeschlechtlichkeit‘ verdrängte, das von einer spiegelbildlichen Ähnlichkeit der Genitalien ausging. Laqueur zeigt, dass sich das neue anatomische Differenzmodell erst als Gegendiskurs zu den politischen Theorien der Aufklärung durchsetzte. Die aufklärerischen Naturrechtslehren unterminierten mit der Behauptung der sozialen Gleichheit aller Menschen alte Rechtfertigungen dafür, Frauen von voller Teilhabe an politischen Rechten auszuschließen. Erst in dieser Situation wurde auf einer fundamentalen Verschiedenheit der Geschlechter insistiert, die wesentlich in der Spezifität der Frau bestand. Mit unserer ‚Zweigeschlechtlichkeit‘ wurde also gegen das Gleichheitspostulat eine *Unvergleichbarkeit* der Geschlechter herausgearbeitet und an den Körpern von Männern und Frauen diese politische These bewiesen. Frauen sollten unvergleichliche Körper haben, damit sie nicht die gleichen Rechte beanspruchen konnten.

Es ist davon auszugehen, dass dies nicht ohne Folgen für das Verständnis der Geschlechterbeziehungen bleiben konnte. Eine konzeptuelle Entgegensetzung von Mann und Frau erzeugt gewissermaßen erst eine ‚Hetero‘-Sexualität im strikten Sinne: eine körperliche Attraktion völlig heterogener Wesen. Wenn der Sodomit, wie Michel Foucault (1977) feststellte, ein Gestrauchelter war und der Homosexuelle eine Spezies, so hat dies den Hintergrund, dass die Frau der Antike nur ein unterentwickelter Mann war, die der Neuzeit dagegen eine Spezies.

Das neue biologische Modell geschlechtlicher Differenz wurde ferner mit psychischen und sozialen Zuschreibungen ausgestattet: den ‚Geschlechtscharakteren‘. In ihrer klassischen Studie zeigte Karin Hausen (1976), dass diese Polarisierung der Geschlechtsspezifika mit der strukturellen Differenzierung von Erwerbs- und Familienleben verbunden war. Der Geschlechtscharakter-Diskurs stützte das Projekt ideologisch ab, den bürgerlichen Frauen in der neuen geschlechtlichen Arbeitsteilung die minderbewertete Hausarbeit zuzuweisen. Hausen weist ferner auf die Komplementaritätsrhetorik des Diskurses hin, die die Entgegensetzung der Geschlechter mit der Idee ihrer Ergänzung kompensierte. Es scheint nötig gewesen zu sein, eine neue Zusammengehörigkeit von Männern und Frauen zu beschwören, nachdem 1. ihre fundamentale Verschiedenheit behauptet wurde und 2. auch noch die Trennung der Lebenswelten vormals gemeinsame Lebensräume auflöste.

Diese Verunsicherung der geschlechtsungleichen Paarbindung ist der Hintergrund gewesen, vor dem sexuelle Beziehungen zwischen Menschen gleichen Geschlechts derart verrätselt wurden, dass man eine eigene Geschlechtskategorie für sie entwickelte. In der Erfindung der ‚Homosexualität‘ steckte eine Verwirrung. Sie verdankte sich den extrem reifizierten Kategorien des Geschlechtscharakter-Diskurses, der die Aufspaltung

der Lebenswelten begleitete: Wenn Männer und Frauen völlig verschiedene Spezies *und* komplementär aufeinander verwiesen sind, dann ist Männer zu lieben eine wesenhaft weibliche Eigenschaft. Sie macht einen Mann, der die weibliche ‚Art‘ hat (und Männer bevorzugt) zu einem dritten Geschlecht. Die Kategorie ‚Homosexueller‘ wurde geschaffen, weil in diesem komplementären Denken ein anderes Begehren keinen Sinn machte und machen durfte. Die Irritation der heterosexuellen Zusammengehörigkeit verringerte sich erst wieder im Schatten der ‚Unverständlichkeit‘ des homosexuellen Begehrens und seiner Erforschung.

Erst vor diesem Hintergrund ist die Leitsemantik unserer Sexualitäten verständlich: In der Kategorie ‚Homosexualität‘ stecken zwei Botschaften. Die zweite Worthälfte steht für die Projektion einer unmöglichen, sinnwidrigen Sozialbeziehung auf eine individuell mögliche, aber perverse sexuelle Neigung; die erste Worthälfte für die Klassifikation eben dieser Beziehung (und nicht die des sexuellen Geschmacks). Ein ‚Homosexueller‘ entsteht also, indem man die Geschlechtskomposition einer intimen Beziehung zur persönlichen Eigenschaft einer besonderen ‚sexuellen Identität‘ verklärt. Die Kategorie wurde zu einem historischen Zeitpunkt erfunden, als der Beziehungssinn der geschlechtsungleichen Paarung sich in einer prekären Phase befand. Um die Fraglosigkeit dieser Paarung zu sichern, brauchte es die Exotisierung eines ‚Anderen‘ – die Verlagerung einer sexuellen Praktik in die Begehrensstruktur abnormer Individuen.

5 Beziehungssinn und Differenzbeschwörung im 21. Jahrhundert

Das 19. Jahrhundert entwarf seine Geschlechter als Personifizierungen der Differenzierung von Erwerbs- und Familienleben, spezialisiert auf den einen oder anderen Lebensbereich. Und ungleiche Arbeitsteilung motivierte Paarbildung. Noch vor einer Generation stellte Erving Goffman (1977) im Sinne dieser Tradition fest, dass Frauen und Männer, wollen sie sich den ihnen zugeschriebenen Eigenarten entsprechend verhalten, voneinander abhängig sind: Sie sind essentiell unvollständig. Die stereotype Teilung der Eigenschaften verlangte nach einem bestimmten Paarungsmodus, und dieser Paarungsmodus stützte die Entfaltung dieser Eigenschaften. Wer ein ‚Mann‘ sein wollte, brauchte eine ‚Frau‘, und umgekehrt.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist das kulturelle Erbe des 19. Jahrhunderts keineswegs vollständig abgetragen – Geschlechtsstereotype bleiben zum Teil wirksam, auch nachdem sie zum diskursiven Abschluss freigegeben wurden (Ernst 1999) –, aber vom gesellschaftsstrukturellen Rückhalt der Geschlechterdifferenzierung ist nicht mehr viel geblieben. Egalisierungserfolge – und das heißt Erfolge in Geschlechts*indifferenz* – in Bildung, Wirtschaft und Politik haben die Geschlechterdifferenz keineswegs vollständig, aber doch weitgehend sozialstrukturell entwurzelt (Luhmann 1988, 1995). Die Lebenswelten von Frauen und Männern sind heute hochgradig durchmischt. Geschlechtsungleiche Paare werden durch diese allmähliche Realisierung von Geschlechtsindifferenz und

durch den durchschlagenden Erfolg der Egalitätssemantik herausgefordert. Goffmans Puzzle für Paare ist heute schärfer zu fassen: Wenn die alten Geschlechtscharaktere zumindest diskursiv vollständig delegitimiert sind, und wenn beide Teile des Paares idealerweise gleichermaßen berufstätig, erziehungsaktiv und haushälterisch tätig sein sollen – wie können Individuen dann überhaupt Männer und Frauen in einem bedeutsamen Sinne sein? Der kürzlich zurückgetretene Papst hat diese Zumutung in den 1980er Jahren einmal so formuliert: „Bei Licht betrachtet, läuft der Feminismus darauf hinaus, dass man die Frauen zu Männern machen will“ (vgl. auch Ratzinger/Amato 2004). Natürlich fragt man sich, bei welchem Licht dies betrachtet wurde – in zölibatären Lebensstilen entstehen sicher sehr spezifische Vorstellungen davon, was eigentlich Frauen sind –, aber dennoch fragt sich: Wenn Männer und Frauen in allen möglichen Hinsichten endlich gleich sein sollen, was ist dann eigentlich ‚hetero‘ an einem geschlechtsungleichen Paar?

Zur Lösung dieses neuen kulturellen Puzzles scheinen mir neben die nachwirkenden Geschlechtsstereotypen vor allem zwei neue Rekonstruktionsversuche der Geschlechterdifferenz getreten: die gigantische visuelle Beschwörung von Unterschiedlichkeit in der Pornografie und die hartnäckige alltägliche Verteidigung und aufgeregte politische Dauerthematisierung der vielen anderen Ungleichheiten in diesen Paarbeziehungen.

Verdächtig am pornografischen Bilderdiskurs ist die Kopplung einer Dauererregung an die ungeheure Redundanz bekannter anatomischer Tatsachen. Es ist so, als ob das Absehen vom Geschlecht, das die Meritokratie und der Liebesindividualismus verlangen, hier von einem prahlerischen Herzeigen und Draufstarren kompensiert wird. Und was die Organe miteinander machen, scheint uns glauben zu lassen, dass die Bedeutung von ‚Mannsein‘ darin besteht, den Frauen etwas ‚stecken‘ zu können (und nicht etwa umgekehrt und egalitär). Insofern kann man sagen, dass geschlechtsungleiche Beziehungen begonnen haben, sich via Pornografie ‚heterosexuell‘ zu machen, also im Sinne eben jenes rein fleischlichen Interesses zu sexualisieren, wie es seit dem 19. Jahrhundert den sogenannten ‚Homosexuellen‘ zugeschrieben wurde.

Daran sind zwei Dinge bemerkenswert: Zum einen beginnen geschlechtsungleiche Paare dadurch erstmalig, in ihrem Selbstverständnis heterosexuell zu sein. Als *sexuelle* Beziehungen markiert waren lange nur geschlechtsgleiche Paare, geschlechtsungleiche mochten für SexualwissenschaftlerInnen und sexualpolitisch Engagierte ‚Heteros‘ sein, für sich selbst waren sie dagegen schlicht normale Liebende (und dies wird auch aktuell noch für die Mehrheit gelten). Sie hatten nicht primär ein hochspezifisches körperliches Interesse an einer Geschlechtssorte, sondern verkörperten einfach nur die kulturell nahe gelegte Art und Weise, Paarbeziehungen einzugehen. Zum anderen verliert sich die sexuelle Spezifikation des ‚Geschlechtsverkehrs‘. Noch in den 1980er Jahren gab es in den USA Sodomiegesetze gegen Oral- und Analverkehr, gekoppelt mit der Wunsch-(Unterdrückungs-)Projektion, diese Praktiken den sogenannten Homosexuellen zuschreiben zu können. Dagegen stellt sich auf heutigen Pornoseiten die Heterosexualität so dar, dass Vokabeln wie „Arschficker“ und „Schwanzzutscher“ keine ‚andere‘ Sexualpraxis mehr denunzieren. Wir dürfen „Herr“ und „Frau“ davor setzen. Die Homosexualität geht damit ihrer angeblichen Alleinstellungsmerkmale verlustig. Sie löst

sich in sexueller Hinsicht in die Stimulationsmöglichkeiten auf, die verschiedene Körperöffnungen des Homo sapiens eben bieten.

Neben diesem pornografischen Diskurs fällt an geschlechtsungleichen Paaren die eher freudlose, aber nicht minder aufgeregte politische Dauerthematization eines Missstands auf: eben das unendliche Lamento über die bestehende Ungleichheit der Arbeitsteilung im Privatleben. Der konkurrenzlose Gleichheitsdiskurs in der Politik aktiviert ein Selbstbeobachtungsschema für jene Beziehungen, für die Geschlechts*ungleichheit* konstitutiv ist. Er schafft eine dauernde Darstellungsanforderung für Paare, beliebige Ungleichverteilungen als Emanzipationsversagen zu beklagen oder zu rechtfertigen. Die Gleichheitsforderung hat in Paarbeziehungen zwei Konsequenzen: Sie erneuert den Unterscheidungsimperativ, damit überhaupt verglichen werden kann. Und sie verbreitet Emanzipationsdefizite, so, wie ästhetische Ideale (etwa in der Werbefotografie) körperliche Mängel verbreiten. Und diese Emanzipationsdefizite stellen auch solange einen unheilbaren Mangel dar, wie die Paare überhaupt noch nach Geschlecht unterscheiden. Die Gleichheitsforderung konfrontiert Paarbeziehungen mit dem für moderne Geschlechterbeziehungen konstitutiven Paradox: dass die finale Gleichheit der Geschlechter nie festgestellt werden kann, weil der Satz „Männer und Frauen sind gleich“ mit einer Unterscheidung beginnt (Luhmann 1988).

Insofern kann man vermuten, dass die hartnäckige ungleiche Arbeitsteilung im Haushalt eine der letzten paarinternen Darstellungschancen einer bedeutsamen Geschlechterdifferenz ist. Mit einer egalitären Arbeitsteilung in jeder Hinsicht würden viele Paare einen Gutteil dessen aufheben, was ihre ‚Heterosexualität‘ ausmacht: ihre auf die Verschiedenheit sozialer Spezies fixierten körperlichen Idealisierungen.⁹ Sie würden sich mit einem kulturellen Rätsel konfrontieren, das die meisten Paare (nach wie vor) lieber vermeiden: mit der Frage „Wieso eigentlich mit einem Mann?“ (bzw. mit einer Frau). Sie würden zurückfallen auf die Reziprozitätsstörung, mit der ihre Paarbildung begann.

Die pornografische und die politische Differenzbeschwörung – die sexuellen und politischen Erregungen – versuchen, der Geschlechterdifferenz noch Sinn abzuringen, indem sie das geschlechtsungleiche Paar als ‚auch sexuell‘ und als ‚politisch unzulänglich‘ markieren.¹⁰ Diese Rekonstruktionsversuche sind zugleich verknüpft mit anderen hartnäckigen Residuen der Geschlechterdifferenzierung. Die Sinnschwäche geschlechtsungleicher Paarungen hat auch Folgen für die Einkommensungleichheit und

9 Das bedeutet natürlich nicht, dass der endlich gleichermaßen oder auch extensiver haushaltende Mann von jeder Frau als unattraktiver wahrgenommen würde, aber man unterschätze Attraktivitätsnormen auch nicht. Immer noch gilt: Eine ‚Beschützerin‘ hätte ein Kind, keinen Mann, und ästhetische role-reversals – aggressive Frauen, weinerliche Männer, größere Frauen und kleinere Männer, bessere Sportlerinnen usw. – werden bis weit in ‚emanzipierte‘ Milieus hinein als schwer erträglich empfunden. Das schließt historischen Wandel nicht aus: So könnte das neue Unterhaltsrecht, das Frauen stärker als bisher zur Selbstversorgung nach einer Scheidung verpflichtet, eine traditionelle Arbeitsteilung mit Familienpause und Qualifikationsverlust derart riskant machen, dass der ökonomische ‚Versorger‘ auf dem Beziehungsmarkt an Wert verlieren, der ‚caring man‘ dagegen gewinnen könnte, der mit seiner Verantwortung für Kinder Zeit statt Geld bietet.

10 Es lassen sich noch weitere Rekonstruktionsversuche ausmachen, etwa die ästhetische Delegation der Geschlechterdifferenzierung an berufsmäßige GeschlechtsdarstellerInnen in den Bildmedien oder die Diskussion um die Quote, jenen Würdreflex der Egalisierung des Unterschiedenen.

die Arbeitsteilung im Berufsleben. Anna Marohn kommentierte kürzlich in einer Glosse der ZEIT (20.1.2011) das (wenig überraschende) Ergebnis der Erhebung eines Hamburger Partnerwahlinstitutes bei 2 000 Singles, dass ein Einkommensvorsprung von Männern zu ihren Attraktivitätsvorteilen bei Frauen gehört,¹¹ so: „Kluge Männer könnten mithilfe der Umfrage überraschende Antworten auf bislang ungelöste Fragen erlangen: Warum verhandeln Frauen in Gehaltsfragen so schlecht? Warum lassen sie sich für die gleiche Arbeit freiwillig schlechter bezahlen? Es ist ein egoistischer Akt: damit als Partner am Ende nicht nur reiche und alte Säcke infrage kommen.“ Was hier in schönster Postgender-Ironie auftritt, lässt sich prosaisch-soziologisch so formulieren: Nicht nur die häusliche Arbeitsteilung, auch die Einkommensungleichheit ist – vermittelt durch Attraktivitätsnormen – ein Teil der ‚Heterosexualität‘. Sozioökonomische Ungleichheit ist nicht einfach nur ein sozialpolitisches Ärgernis, sie ist vielmehr Spielmaterial für Paarbeziehungen, für das Sinnstiftungszentrum der Geschlechterdifferenz. *They are doing gender while doing inequality.*

Das geschlechtsungleiche Paar reproduziert eben nicht nur Ungleichheiten im Sinne der Sozialstrukturanalyse (das tut es zweifellos und sicherlich mehr als Arbeitsorganisationen), es reproduziert in erster Linie die Geschlechtsungleichheit, die ihm konstitutiv zugrunde liegt, das heißt, es reproduziert a) ein kulturelles Ordnungssystem, das Gesellschaftsmitglieder überhaupt erst als Frauen oder Männer erscheinen lässt (*doing gender*), und b) den Sinn seiner selbst als einer Beziehung von Ungleichen (*doing heterosexuality*). Wenn man diese permanente kulturelle Leistung ignoriert (oder der Biologie zuschreibt), versteht man weder den Sinn noch die Persistenz sozioökonomischer Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen. Die sozioökonomische Ungleichheit dieser von außen gebildeten Bevölkerungsklassen ist zu großen Teilen ein Epiphänomen der Reproduktion von Millionen Paarbeziehungen von Geschlechtsungleichen.

Wer also soziologisch verstehen will, dass junge Frauen alte Säcke attraktiv finden können, wenn in einem bizarr ungleichen Tausch Jugend und Attraktivität – erotisches Kapital (Hakim 2010) – in Geld und Status konvertiert werden, der muss zugleich den extensiven geschlechtlichen Sinnbedarf solcher Beziehungen ernst nehmen: den nostalgisch anmutenden Wunsch, zusammen eine ‚Frau‘ und ein ‚Mann‘ zu sein.

6 Liebesindividualismus und Geschlechtsblindheit

Es gibt durchaus auch möglichen Sinn für maximal egalitäre Paare, der aber liegt auf der Linie gesteigerter Individualität, das heißt, er wird zunehmend geschlechtsunabhängig. So können Menschen heute für eine/n BeobachterIn in gleich- oder ungleichgeschlechtlichen Beziehungen leben, ohne dass das auch für sie selbst der Fall sein muss. In einer kleinen empirischen Studie zu Beziehungsgeschichten gleichgeschlechtlicher Paare (Meier 2003) heißt es, zwei Frauen (Anita und Iris genannt) hätten sich ineinander

¹¹ Ein Drittel der Frauen lehnte geringer verdienende Männer ab, vgl. hierzu erneut: Buchmann/Eisner (2001).

verliebt und eine dauerhafte öffentliche Beziehung angefangen, ohne sich als ‚lesbisch‘ zu bezeichnen. Anita: „dass ich mich überhaupt für eine Frau interessiere, ist rein iris-abhängig“. Die Deutung einer lesbischen Aktivistin würde lauten: Diese Frauen verweigern ein Coming-out mit der Selbstbezeichnung als Lesbe, weil sie sich von einem stigmatisierten Typus Frau distanzieren wollen. Die Deutung einer Psychoanalytikerin würde lauten: Die beiden zeigen eine unbewusste Abwehr, sich zu ihrer sexuellen Orientierung zu bekennen, weil dies für sie mit negativen affektiven Folgen verbunden wäre. Soziologisch ist hier etwas anderes festzustellen: Dieses Paar macht darauf aufmerksam, dass Personen nur dann eine bestimmte sexuelle Identität annehmen müssen, wenn die Geschlechtskomposition ihrer Paarbeziehung unter Beobachtung gerät, weil sie geschlechtsungleiche Beziehungen in Frage stellt. Anita und Iris beanspruchen für sich eine individualisierte Liebesbeziehung ganz im Sinne der romantischen Tradition. Ihre Partnerin hat in erster Linie einen Vornamen und ein Gesicht und nicht ein Geschlecht. Sie beanspruchen bei der Paarbildung eine Freistellung von der Markierung ihrer Geschlechtszugehörigkeit.¹²

Es ist daher fraglich, ob diese beiden Frauen überhaupt eine gleichgeschlechtliche Beziehung führen oder ob dieser von außen augenfällige Umstand in ihrer Binnensicht nur einen ähnlich marginalen Stellenwert hat wie den, dass sie ‚gleich groß‘ oder ‚gleichhaarfarbig‘ sind. Es ist daher neben der bereits genannten Frage, *wann* Paare nach Geschlecht unterscheiden – nur bei der Partnersuche und in der Werbungsphase, nur bei bestimmten Sexualpraktiken oder auch bei der Haushaltsführung, bei Gesprächen, in der Familiengründung usw. –, eine weitere empirische Frage, *wer* bei Paaren überhaupt nach Geschlecht klassifiziert: Außenstehende oder die Teilnehmer in ihrer Binnensicht. Man wird daher manche angeblich homosexuelle Beziehung gar nicht als gleichgeschlechtliche sehen dürfen, sondern als eine Form der Partnerwahl, die auf der Linie romantischer Liebe oder individualisierter Attraktion von Geschlecht absieht, nämlich im gleichen Geschlecht keinen Hinderungsgrund für Zuneigung sieht, und dann erst durch einen Blick von außen genderisiert und sexualisiert wird. Eine solche Freiheit, vom Geschlecht abzusehen, haben und nutzen natürlich auch geschlechtsungleiche Paare. Auch sie müssen in dem Maße, in dem sie persönliche Beziehungen sein wollen, geschlechtstranszendierenden Beziehungssinn produzieren.

Tatsächlich scheinen geschlechtsgleiche und -ungleiche Paare in Zeiten einer kulturell geschwächten Geschlechterdifferenzierung eine komplementäre Bewegung aufeinander zu zu machen. Während geschlechtsungleiche Paarungen sich ostentativ heterosexualisieren, haben Homosexuelle aufgehört, unsere sexuellen Ausländer zu sein. Die Forschung und die öffentliche Meinung haben längst interessantere Objek-

12 Wie Diamond (2008) in ihrer Studie über das fragwürdige Konzept sexueller Orientierung feststellt, sind Frauen nicht nur weniger sexuell sortenbewusst als Männer, auch das Konzept der ‚Bisexualität‘ wird ihrer ‚sexual fluidity‘ kaum gerecht, da es damit fortfährt, bestimmte Lebensstile als Ausdruck einer sexuellen Spezies zu markieren. Wenn Personen die Geschlechtszugehörigkeit einer Reihe von Aspekten physischer Attraktivität oder persönlicher Anziehung subsumieren, sind sie wohl besser als *ambisexuell* verstanden, sie verhalten sich in Bezug aufs Geschlecht aschematisch (Bem 1993).

te gefunden – erst Transvestiten und Transsexuelle, dann Intersexuelle, Pädophile und Zoophile. In dem Maße, in dem das geschieht, werden Personen in geschlechtsgleichen Beziehungen davon entlastet, für die Gesellschaft das Sexuelle zu verkörpern und ausdifferenzieren: es etwa von der Fortpflanzung zu entkoppeln und auch von seinem Beziehungssinn. Homosexuelle können heute viel leichter ‚treu‘ werden und über Familiengründung nachdenken. Wenn die Gesellschaft eine juristische Aufwertung ihrer Beziehungen zulässt, dann bedeutet das nicht, dass jetzt endlich männerbegehrende Männer männerbegehrende Männer heiraten dürfen (und Frauen Nämliches für ‚ihr Geschlecht‘ beanspruchen können), sondern dass man es nicht mehr so wichtig nimmt, welche Geschlechtskomposition Paare haben. Wenn die eingetragene Partnerschaft für Homosexuelle zu einer vollgültigen Ehe ausgedehnt wird, ist sie nicht mehr ein Sonderrecht für gleichgeschlechtliche Paare, sondern Element eines Individualrechts auf Ehe unter Absehung von Geschlechtszugehörigkeit. Es interessiert nicht mehr so sehr, wer uns sexuell interessiert. Und dieses gesellschaftliche Desinteresse an der Geschlechterdifferenzierung von Paaren dürfte der ultimative Schritt homosexueller Emanzipation sein, nämlich der Schritt zum Verschwinden der ‚Homosexualität‘ – ihrer Auflösung in geschlechtsgleiche Paarbeziehungen, die Beziehungssinn pflegen und sich individualisieren dürfen, das heißt die Frage nach ihrer Geschlechtskomposition ignorieren.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Konvergenz der Partnersemantik von geschlechtsgleichen und -ungleichen Paaren. In geschlechtsungleichen Beziehungen ist der Ausdruck „mein Mann“ bzw. „meine Frau“ die Bezeichnung der komplementären ‚Hälfte‘ einer andersgeschlechtlichen Person („jedem Mann seine Frau“). Wenn eine Frau von „ihrem Mann“ spricht, dann markiert das zugleich das Frausein der Sprecherin, so wie seine Rede von „seiner Frau“ sein Mannsein markiert, denn so wie er dazu beiträgt, sie zur Frau zu machen, trägt sie dazu bei, ihn zum Mann zu machen („sie nimmt ihn zum Mann“). Die heterosexuelle Rede verquickt also den eigenen Geschlechtstitel mit dem maritalen Beziehungsstatus.

Wenn geschlechtsgleiche Paare nun dazu übergehen, die Redewendung aus ihrem heterosexuellen Kontext zu lösen, dann kommt es zu einer Abstraktion und zu einer Verschiebung der Bedeutung der Geschlechtskategorien. Die Abstraktion liegt darin, dass der Ausdruck „mein Mann“, von einem Mann gebraucht, dasselbe bedeutet wie der Ausdruck „meine Frau“ im Mund einer Frau: nämlich Lebenspartner. Diese geschlechtliche Indifferenz haben die Geschlechtskategorien als Bezeichnungen von Lebenspartnern aber immer schon gehabt: Sie hatten und haben sie nämlich auch im Munde von ungleichgeschlechtlich Verpartnerten. „Mein Mann“ bedeutet – bei allen empirischen Unterschieden – dasselbe wie „meine Frau“, nur täuscht darüber das kulturelle Gendering bei der Bezeichnung der ganz individuellen Person hinweg, mit der man beschlossen hat, einen Teil, einen Großteil oder gar den Rest seines Lebens zu verbringen.

Die Verschiebung liegt in einer Entkopplung von eigener und fremder Geschlechtszugehörigkeit. Wenn eine Frau von „ihrer Frau“ spricht, dann fügt das ihrer eigenen Geschlechtszugehörigkeit keine Bestätigung des Frauseins hinzu, sie bleibt trivialerweise

ein weiblicher Sprecher. Signifikant ist nur, dass sie eine „Frau hat“, einen weiblichen Partner. Ihr eigenes Geschlecht bleibt dagegen vergleichsweise unmarkiert, sie bevorzugt nur Frauen, genauer: eine Frau als Lebenspartnerin, *she happens to love a women*, ohne dass es eine Rolle spielen muss, dass auch sie eine ist.

Mit dem Bedeutungsverlust der Geschlechterdifferenzierung werden auch ‚Heteros‘ vor dieselbe semantische Konsequenz gestellt sein, wie sie Monique Wittig Ende der 1970er Jahre für frauenliebende Frauen zog: „It would be incorrect to say that lesbians associate, make love, live with women, for ‚woman‘ has meaning only in heterosexual systems of thought and heterosexual economic systems. Lesbians are not women“ (Wittig 1980: 110). Wittig ging es darum, dass die Kategorie ‚Frau‘ nur in Relation zur Kategorie ‚Mann‘ Sinn macht. Im Horizont der Auflösung signifikanter Geschlechtskategorien bedeutet aber auch das Wort ‚Lesbe‘ nicht viel mehr als ‚Liebende‘: die Bereitschaft zur affektiven Bejahung eines Anderen ‚mit Haut und Haaren‘, die die Geschlechtszugehörigkeit genauso umfasst wie eine Behinderung, eine Hautfarbe, einen Akzent und Hundert andere Unarten.

Die Zweierbeziehung ist eben jenes soziale Gebilde, das uns nicht wie andere gesellschaftliche Felder nur in ganz spezifischen Arbeitsleistungen, Rollen oder kommunikativen Beiträgen beanspruchen darf, sondern das der zugespitzten Individualisierung spätmoderner Menschen standhalten soll. Sie ist ein Spiegel der von uns beanspruchten Einmaligkeit. Dieser Spiegel muss sehr viel mehr zeigen als eine Mitgliedschaft, die uns mit der Hälfte der Menschheit versämtlicht. Der romantische Liebesbegriff sagt: Ich bin so einzig auf der Welt, dass nur ein einziger anderer, „nur Du“, dieser Spiegel sein kann. Diese Idolisierung ist kulturgeschichtlich so mächtig, weil sie ihren Hintergrund im Monotheismus hat: Die Liebe ist die zentrale Nachfolgeeinrichtung zur Religion (Tyrell 1987).

In dem Maße, in dem dieser Individualismus sich durchgesetzt hat, hat sich auch der Beziehungssinn der geschlechtsungleichen Dyade in der Gesellschaftsgeschichte der Zweisamkeit und der Zweigeschlechtlichkeit verändert. Der Sinn der Zweiheit des Paares hat sich verschoben: von der Vergemeinschaftungsdemonstration einer ‚Wiedervereinigung‘ des klassifikatorisch Geschiedenen in vielen einfachen Gesellschaften über die komplementären ‚Geschlechtscharaktere‘ unserer unmittelbaren Vorvergangenheit, der bürgerlichen Moderne, bis zur Spiegelung des individualisierten Ich trotz Geschlechterdifferenz. Sagen wir es noch einmal numerisch: Die ‚Zwei‘ der Zweisamkeit entspringt heute nicht mehr der Beschwörung der Einheit einer primitiven Zweiteilung des gesellschaftlichen Personals, sie entsteht aus dem 1 und 1 individualisierter Intimbeziehungen.

Literaturverzeichnis

- Bem, Sandra L. (1993). *The Lenses of Gender*. New Haven, Connecticut: Yale University Press.
- Buchmann, Marlies & Eisner, Manuel. (2001). Geschlechterdifferenzen in der gesellschaftlichen Präsentation des Selbst. Heiratsinsere von 1900 bis 2000. In Bettina Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie* (S. 75–107). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- De Castro, Eduardo. (2004). Perspectival Anthropology and the Method of Controlled Equivocation. *Tipiti*, 2, 3–22.
- Diamond, Lisa. (2008). *Sexual Fluidity: Understanding Women's Love and Desire*. Harvard: University Press.
- Ernst, Stefanie. (1999). *Geschlechterverhältnisse und Führungspositionen*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Foucault, Michel. (1977). *Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving. (1977). The Arrangement between the Sexes. *Theory and Society*, 4, 301–331.
- Goffman, Erving. (1983). The Interaction Order. *American Sociological Review*, 48, 1–17.
- Hakim, Catherine. (2010). Erotic Capital. *European Sociological Review*, 26, 499–518.
- Hausen, Karin. (1976). Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In Werner Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas* (S. 363–393). Stuttgart: Klett.
- Hillman, Eugene. (1975). *Polygamy Reconsidered: African Plural Marriage and the Christian Churches*. New York: Orbis Books.
- Hirschauer, Stefan. (1993). *Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*. 4. Auflage 2010. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hirschauer, Stefan. (1994). Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 46, 668–692.
- Hirschauer, Stefan. (2001). Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. (Geschlechtersoziologie). *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 41, 208–235.
- Hirschauer, Stefan. (2004). Social Studies of Sexual Difference. Geschlechtsdifferenzierung in wissenschaftlichem Wissen. In Caroline Rosenthal, Therese Steffen & Anke Vāth (Hrsg.), *Gender Studies. Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik* (S. 19–42). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Hirschauer, Stefan. (2007). Arbeit, Liebe und Geschlechterdifferenz. Über die wechselseitige Konstitution von Tätigkeiten und Mitgliedschaften. In Sabine Biebl, Verena Mund & Heide Volkening (Hrsg.), *Working Girls. Zur Ökonomie von Liebe und Arbeit in der Moderne* (S. 23–41). Berlin: Kadmos.
- Kaufmann, Jean-Claude. (1994). *Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag*. Konstanz: UVK.
- Kieserling, André. (2013). Interaktion, Organisation, Ungleichheit. In Bettina Heintz & Hartmann Tyrell (Hrsg.), *Interaktion, Organisation, Gesellschaft*. Sonderheft der *Zeitschrift für Soziologie* (im Erscheinen).
- Koppetsch, Cornelia. (1998). Liebe und Partnerschaft. Gerechtigkeit in modernen Paarbeziehungen. In Kornelia Hahn & Günter Burkart (Hrsg.), *Grenzen und Grenzüberschreitungen der Liebe* (S. 111–129). Leverkusen: Leske & Budrich.
- Künzler, Jan. (1994). *Familiale Arbeitsteilung. Die Beteiligung von Männern an der Hausarbeit*. Grünwald: Kleine.
- Labouvie, Eva. (1997). *Ungleiche Paare. Zur Kulturgeschichte menschlicher Beziehungen*. München: Beck.

- Laqueur, Thomas. (1992). *Auf den Leib geschrieben. Zur Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Luhmann, Niklas. (1982). *Liebe als Passion*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. (1988). Frauen, Männer und George Spencer Brown. *Zeitschrift für Soziologie*, 17, 47–71.
- Luhmann, Niklas. (1995). Geschlecht – und Gesellschaft? *Soziologische Revue*, 18, 314–319.
- Meier, Maja. (2003). Eigengeschichten von homosexuellen Paaren. In Karl Lenz (Hrsg.), *Frauen und Männer. Zur Geschlechtstypik persönlicher Beziehungen* (S. 183–206). Weinheim: Juventa.
- Müller, Marion. (2009). *Fußball als Paradoxon der Moderne. Historische und ethnographische Analysen zur Bedeutung ethnischer, nationaler und geschlechtlicher Differenzen im Profifußball*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Nübling, Damaris. (2011). Uli, Chris und Alex: Hypokoristische Kurzformen bei Rufnamen und ihr Androgynisierungseffekt [Vortrag an der Universität Bochum vom 2. Dezember 2011].
- Parsons, Talcott & Shils, Edward A. (1951). *Toward a General Theory of Action*. Cambridge: Harvard University Press.
- Ratzinger, Joseph & Amato, Angelo. (2004). *Schreiben an die Bischöfe der Katholischen Kirche über die Zusammenarbeit von Mann und Frau in der Kirche und in der Welt* (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 166). Rom: Kongregation für die Glaubenslehre.
- Schmidt, Gunter. (2004). *Das neue Der Die Das. Über die Modernisierung des Sexuellen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Tyrell, Hartmann. (1987). Romantische Liebe. Überlegungen zu ihrer ‚quantitativen Bestimmtheit‘. In Dirk Baecker, Jürgen Markowitz, Rudolf Stichweh, Hartmann Tyrell & Helmut Willke (Hrsg.), *Niklas Luhmann. Theorie als Passion* (S. 570–599). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Wetterer, Angelika. (2002). *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. Gender at Work in theoretischer und historischer Perspektive*. Konstanz: UVK.
- Wittig, Monique. (1980). The Straight Mind. *Gender Issues*, 1(1), 103–111.
- Zimmerman, Don H. & Pollner, Melvin. (1976). Die Alltagswelt als Phänomen. In Elmar Weingarten, Fritz Sack & Jim Schenkein (Hrsg.), *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns* (S. 64–104). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Zur Person

Stefan Hirschauer, 1960, Professor für Soziologische Theorie und Gender Studies an der Universität Mainz. Arbeitsschwerpunkte: Praxistheorien, Qualitative Methoden, Soziologien des Wissens, des Körpers und der Geschlechterdifferenz.

E-Mail: hirschau@uni-mainz.de